

Epistemische Gewalt: Wissen und Herrschaft in der kolonialen Moderne

Claudia Brunner

Bielefeld 2020: transcript Verlag, 336 S.

Julia Sachseder

Institut für Politikwissenschaft, Universität Wien

E-Mail: julia.sachseder@univie.ac.at

Unsere westlichen Gesellschaften werden immer friedlicher. Dieses Narrativ einer sich linear entwickelnden Gewaltabstinentz der Moderne hat sich trotz kritischer Wissenschaftstraditionen mit Horkheimer und Adorno in unser westliches Verständnis eingeschrieben und wird nicht zuletzt durch die Wissenschaft selbst reproduziert. Diese Entwicklung kann mit Verweis auf „methodological whiteness“ (Bhambra 2017) verstanden werden, welche die Rolle von „race“ weder bei der Strukturierung der Welt noch bei der Konstruktion und Legitimation von Wissen anerkennt. Eine begrenzte Perspektive wird damit zum universellen Standardzustand erklärt und anderes Wissen marginalisiert.

Diese Kritik ist Teil von Claudia Brunners 2020 erschienenem Werk *Epistemische Gewalt. Wissen und Herrschaft in der kolonialen Moderne*. Während WissenschaftsphilosophInnen, wie Haraway (1988) und Harding (1986), bereits in den 1980er Jahren argumentierten, dass die Produktion von Wissen immer von einem bestimmten Standpunkt aus geschehe, welcher in intersektionale Machtverhältnisse eingebunden und somit situiert sei, wurden bisher Fragen der Epistemologie – besonders wenn es um Gewalt geht – oft nur verkürzt behandelt.

Vor diesem Hintergrund widmet sich Brunner auf über 300 Seiten dem bislang in der Friedens- und Konfliktforschung marginalisierten Zusammenhang zwischen Wissen(schaft) und Gewalt. Mit dem transdisziplinären Konzept der „epistemischen Gewalt“ sollen dabei nicht nur die „Muster der Rechtfertigung anderer Gewaltformen“ entziffert, sondern auch die „gewaltförmige Qualität des Wissens selbst mit in Betracht“ gezogen und damit der Begriff, der oft nur mit einem direk-

ten und physischen Angriff gleichgesetzt wird, erweitert werden (75).

Dafür setzt Claudia Brunner sich mit vier zentralen Gewaltkonzepten – struktureller, kultureller, symbolischer und normativer Gewalt – des Friedensforschers Johan Galtung, des Soziologen Pierre Bourdieu und der Philosophin Judith Butler auseinander, die sie jeweils einer kritisch „feministisch-post-dekolonialen“ Relektüre unterzieht. Konkret bringt sie diese mit drei Konzepten aus der dekolonialen Denkströmung – der *Kolonialität des Seins* von Nelson Maldonado-Torres (2007), der *Kolonialität des Wissens* von Walther Dignolo (2000) und der *Kolonialität der Macht* von Anibal Quijano (2000) – in Dialog, wobei Brunner vornehmlich auf die Dimension des Wissens und des Epistemischen rekurriert.

Durch die Verschränkung mit einer „konventionellen sozialwissenschaftlichen Typologie von Mikro-, Meso-, und Makro-ebene“ (35) wird eine umfassende Kontextualisierung von Gewaltverhältnissen der Gegenwart in räumlicher und zeitlicher Perspektive ermöglicht. Dabei wird nicht nur die historische Entwicklung im Kontext des europäischen Kolonialismus und dem (damit verknüpften) politischen und epistemischen Eurozentrismus fokussiert, sondern auch die Relevanz der Kategorie „race“ in der Konstruktion und Legitimation von Wissen und Gewalt herausgearbeitet. Als jener „Beitrag zu gewaltförmigen gesellschaftlichen Verhältnissen, die im Wissen selbst, in seiner Genese, Ausformung, Organisationsform und Wirkmächtigkeit angelegt sind“ (274) versteht Brunner epistemische Gewalt als „Möglichkeitsbedingung, Bestandteil und Produkt der kolonialen Moderne“, welche „die Asymmetrien der

kolonialen Moderne mit hervor[bringt] und [...] in ihnen wirksam [wird]" (274). Epistemische Gewalt wird also zum spezifischen Funktionsmerkmal der anhaltenden Kolonialität von Macht, Wissen und Sein.

„Entlang der Frage nach der gleichzeitigen Unmöglichkeit und Notwendigkeit einer um die Dimension des Wissens erweiterten Utopie von Gewaltfreiheit“ (36), widmet Claudia Brunner sich zuletzt dem Begriff „UnDoing“, um Widersprüchlichkeiten von Gewaltverhältnissen und damit Möglichkeitsräume für ein Anders- und Weiterdenken von Gewalt zu erarbeiten (299). Während hier durch verschiedene Beispiele verdeutlicht wird, dass z.B. Theorie und Praxis verknüpft werden sollen, bedarf es empirischer Forschung, wie dies in konkreten Kämpfen aussehen könnte. Was würde es für eine kritische Sozialforschung bedeuten, das Nicht-Gehörte, Nicht-Anerkannte und Verleugnete zu hören, anzuerkennen und zuzulassen? Welche (neuen) Räume für Widerstand und „UnDoing“ von epistemischer Gewalt könnten sich aus einer Verschränkung von Theorie und Praxis ergeben?

Insgesamt leistet die Autorin einen wichtigen Beitrag zur Herrschaftskritik der „kolonialen Moderne“ und eröffnet so neue Wege für eine kritische und global ausgerichtete Gewaltforschung. Zugleich sensibilisiert sie dafür, die (euro- und androzentrische) Wissenschaft als nicht vor Gewalt gefeit, sondern als immer-schon Teil der immer-noch imperialen Weltordnung zu verstehen, in der sich Gewalt auch heute noch ereignet. Dies bedeutet speziell für die Disziplin der Internationalen Beziehungen anzuerkennen, dass Gewalt konstitutiv für das Wissen selbst ist und Wissen somit ebenso zur Legitimation und Rationalisierung von Gewalt dienen kann.

Literatur

- Bhabra, Gurinder K. (2017), Brexit, Trump, and 'Methodological Whiteness': On the Misrecognition of Race and Class, in: *The British Journal of Sociology*, 68(51), 214-232.
- Haraway, Donna (1988), Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective, in: *Feminist Studies*, 14(3), 575-599.
- Harding, Sandra (1986), *The Science Question in Feminism*, Ithaca, NY: Cornell University Press.
- Maldonado-Torres, Nelson (2007), On the Coloniality of Being, in: *Globalization and the De-Colonial Option*, 21(2), 240-270.
- Mignolo, Walter D. (2000), The Geopolitics of Knowledge and the Colonial Difference, in: *South Atlantic Quarterly*, 101(1), 57-96.

Quijano, Anibal (2000), Coloniality of Power and Eurocentrism in Latin America, in: *International Sociology*, 15(2), 215-232.